

1938 D 2604

Freiburger Universitätsreden

Heft 30

Praktische Fragen
der Universitätsführung
und der Universitätsgestaltung

Von

Otto Mangold

Mit einer Begrüßungsansprache des
Dozentenbundesführers und NSKK-Ober-
führers Dozent Dr. Rolf Schmidt

Freiburg im Breisgau

Fr. Wagnersche Universitätsbuchhandlung

1938

B 8983 k

nr B 8892

3
8883
k
30.

Rede gehalten beim Semesterantrittsappell des
Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes
der Universität Freiburg i. Br. am 27. April 1938
im Kuppelsaal der Universität Freiburg i. Br.



Magnifizenz, werte Gäste, Kameraden!

Zahlreiche Gäste sind unserer Einladung zum Semesterantrittsappell gefolgt. Wir freuen uns darüber und begrüßen sie aufs herzlichste. Eine besondere Freude und Genugtuung ist es für uns nationalsozialistische Dozenten, unseren verehrten Kreisleiter, Parteigenossen Dr. Fritsch, auch bei dieser Veranstaltung wieder unter uns zu sehen. Wir danken ihm für sein Kommen, das uns zeigt, welchen regen Anteil er an der Arbeit des NSD.-Dozentenbundes und an der Entwicklung der Albert-Ludwigs-Universität nimmt.

Ein besonderes Ereignis hat uns zusammengeführt. Unser neuer Rektor, Parteigenosse Professor Mangold, wird heute zum ersten Mal seit seiner ehrenvollen Ernennung Gelegenheit nehmen, zu seiner Gefolgschaft und zur Öffentlichkeit zu sprechen. Bevor ich ihn bitte, das Wort zu ergreifen, möchte ich ihm aber auch an dieser Stelle nochmals im Namen des Dozentenbundes zur Übernahme der Universitätsführung herzlich gratulieren und ihm für sein schweres Amt unsere besten Wünsche aussprechen. Wir freuen uns, daß Pg. Mangold den Semesterantrittsappell des Dozentenbundes dazu ausgewählt hat, um über die Frage der Hochschulführung und Hochschulgestaltung, die für die Zukunft unserer Universität von grundlegender Bedeutung sein wird, das Wort zu ergreifen.

Es ist mir bei dieser Gelegenheit aber auch ein Bedürfnis, dem scheidenden Rektor, Pg. Prof. Mez, für seine aufopfernde Tätigkeit während seiner Amtszeit unsern Dank zu sagen. Pg. Prof. Mez hat in den letzten zwei Jahren seine ganze Kraft für die Belange unserer alemannischen Hochschule eingesetzt. Daß seine Arbeit nicht erfolglos war, haben wir oft dankbar empfinden dürfen. Wir freuen uns, daß er sich bereit erklärt hat, als Senator in die Universitätsführung einzutreten, sodaß er auch in Zukunft mithelfen wird, die Geschicke unserer Hochschule zu leiten.

Für den Dozentenbund Freiburg hat die Semesterarbeit schon begonnen. Möge sie auch in diesem kurzen Sommersemester eine erfolgreiche sein und uns dem Ziel, „der Schaffung einer wahren nationalsozialistischen Hochschule“, näher bringen. Eine solche Hochschule kann nicht vom grünen Tisch aus gestaltet werden. Sie muß, wie unser Reichsdozentenführer, Pg. Prof. Schulze, kürzlich in Göttingen sagte: „organisch aus der täglichen Arbeit an den Universitäten hervorzunehmen, sie muß geschaffen werden von Menschen, die den täglichen Kampf um die Gestaltung unserer Weltanschauung aktiv miterleben, die einen politischen Willen in sich tragen und die doch höchste fachliche Leistungen auf ihrem Gebiet zu vollbringen vermögen“.

Der Dozentenbund fordert von seinen Mitgliedern politische Einsatzbereitschaft, charakterliche Haltung und wissenschaftliche Leistung. Nur von ihm können die Aufgaben, die der Nationalsozialismus der Hochschule gestellt hat, gelöst werden. Seien wir uns stets dieser Verantwortung, die wir unserem Führer und der Bewegung gegenüber haben, bewußt!

Dozent Dr. Rolf Schmidt
Führer des Dozentenbundes und NSKK-Oberführer

Praktische Fragen der Universitätsführung und der Universitätsgestaltung.

Sehr verehrte Gäste, Kollegen und Parteigenossen!

In Vereinbarung mit dem Führer der Dozentenschaft und des Dozentenbundes habe ich mich entschlossen, heute zu den Dozenten der Universität über die Grundsätze zu sprechen, die meinen Handlungen während meiner Rektoratsführung zu Grunde liegen sollen. Dabei lege ich den Nachdruck weniger auf philosophische und historische Begründungen als auf praktische Erwägungen in praktischen Fragen.

Die Kürze meiner Freiburger Tätigkeit und vor allem auch meiner Amtszeit macht es mir unmöglich, alle Faktoren richtig zu würdigen, die bisher am Aufbau der Universität tätig waren. Ich bitte Sie daher dringend, mir Versäumnisse in dieser Richtung nachzusehen. Meine Rede soll keine Kritik sein, sondern ein Ausblick. Schließlich war es mir auch nicht möglich, sie mit meinen Mitarbeitern durchzuberaten. Ich vermute daher, daß die vorgetragenen Pläne noch mancherlei Änderungen erfahren werden.

Die erste Frage, die ich der Besprechung zuführen möchte, ist die Frage nach dem Verhältnis von Universität und Nationalsozialistischer Deutscher Arbeiterpartei.

Ich möchte hier — selbst auf die Gefahr hin, Selbstverständliches zu sagen, — meine Ansichten etwas breiter darlegen. Denn sie werden die Grundlage meines Handelns bilden.

Nach der nationalsozialistischen Revolution im Jahre 1933 haben wohl viele deutsche Männer und Frauen die Meinung vertreten, daß die Partei nunmehr ihr Ziel erreicht habe und abgebaut werde. Inzwischen hat sich das Verständnis des Volkes für die Funktionen der Partei beträchtlich gehoben, und besonders diejenigen, die die Reden des Führers, unseres großen Lehrmeisters, am Rundfunk und in der

Presse genau verfolgen, konnten erkennen, daß dem Führer die Partei wichtiger ist als der Staatsapparat, und daß die Auflösung der Partei gar nicht in Frage kommt. Die Partei ist die einzige Sicherung unserer Volksgemeinschaft, und die Volksgemeinschaft ist das letzte Ziel und das erste Fundament unseres staatlichen Aufbaus.

Die Funktionen der Partei lassen sich leicht ableiten, wenn wir den Gang der deutschen Geschichte von 1871 ab durchlaufen. Das Jahr 1871 kann man leicht vergleichen mit unserem Jahre 1938. Das deutsche Volk hatte einen großen Sieg errungen und eine machtvolle Einheit geschaffen. Tatkraft strömte durch alle Schichten und alle Berufe. Alle Berufszweige, darunter auch die Wissenschaft und das Heerwesen, gelangten zu größter Blüte. Die Menschen waren so sehr beschäftigt und am Aufbau des zweiten Reichs beteiligt, daß sie nicht merkten, wie sie sich mehr und mehr voneinander entfernten, und daß sie nicht beachteten, wie in dem Felsen der Einheit Sprünge auftraten, in denen sich die zersetzenden Elemente ansammelten und an denen schließlich die Einheit zerbrach. Niemand hatte den Zerfall aufgehalten, weder die Monarchen, noch die Reichs- und Landtagsabgeordneten, noch die Pfarrer, noch die Professoren, noch die Offiziere, noch die Vertreter irgend eines anderen Standes oder Berufs. Diejenigen, deren Aufgabe es in erster Linie gewesen wäre, die Einheit sicherzustellen, nämlich die Monarchen und die Reichs- und Landtagsabgeordneten, versagten vollkommen.

Die Berufe und Stände sind heute dieselben; sie sind auch heute wieder, dank dem nationalsozialistischen Aufbau, mit vollen Händen beschäftigt, und sie haben auch heute wieder nur wenig Zeit, sich um die Volksgemeinschaft zu kümmern. Auch an unserer Universität mit allen ihren Gliederungen sprüht eine große Tatkraft. Unser deutsches Vaterland soll nicht nur mit Reichsautobahnen, mit R.d.F.-Schiffen, mit Flugzeugen und mit den Leistungen unseres Heeres glänzen, — nein, auch wir deutschen Wissenschaftler und wir deutschen Studenten wollen dabei sein, wenn der deutsche Lorbeerkranz geflochten wird. Aber dazu — so heißt es mit scheinbarem Recht — brauchen wir Zeit, brauchen wir Konzentration; dazu muß man uns von den direkten Gemeinschaftsfunktionen entbinden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir nach zwei oder drei

Generationen wieder an demselben Punkt ständen wie 1910, wenn wir nicht eine Organisation hätten, die über allen Berufen steht und die große Aufgabe besitzt, die Volksgemeinschaft herzustellen und für alle Zukunft zu sichern; und diese Organisation ist die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Ihr Mangel ließ Reiche vergehen, und ihre Existenz gibt uns die Hoffnung, ja die Gewißheit, daß der Spruch von dem „ewigen Dritten Reich der Deutschen“ auch in Erfüllung geht.

Die Aufgabe der Partei ist es,

alles wegzuräumen, was der Entwicklung der Volksgemeinschaft im Wege steht, und

neue Mittel und Wege zu finden, um die Volksgemeinschaft in nationalsozialistischem Geiste aufzubauen und zu sichern.

Diese Aufgabe ist offensichtlich wesentlich schwieriger als die Verwaltung irgend eines Staatsapparats nach feststehenden Spielregeln, d. h. Verordnungen und Gesetzen. Denn das Begräumen alter Einrichtungen geht nicht ohne Schmerzen ab, und das Finden neuer Wege bedarf erfinderischer Köpfe. Diese Aufgabe erschöpft sich niemals; sie wird in hundert Jahren noch bestehen. Denn immer wird man beobachten, daß die Neigung herrscht, in einen stationären Zustand überzugehen, während die lebendige Welt etwas Dynamisches ist und eine ständige Evolution verlangt.

Diese Auffassung von der Bedeutung und den Aufgaben der Partei führt mich zu folgenden Schlüssen:

1. Die Partei und ihre Gliederungen werden im Rahmen meines Arbeitsbereichs in jeder Weise in ihren Aufgaben unterstützt.

2. Als Rektor einer Universität im Dritten Reich und als Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei betrachte ich mich nicht nur als verwaltenden Staatsbeamten, sondern fühle mich verantwortlich dafür, daß die Universität nationalsozialistische Haltung aufweist und sich harmonisch in die Volksgemeinschaft eingliedert.

3. Als Instrumente für die Berufsfunktionen stehen mir der Senat, die Fakultäten, die Beamtenschaft und die Dozentenschaft der Universität zur Verfügung. Für die Durchführung der politischen Aufgaben hat die Partei den NSD.-Dozentenbund und den Studentenbund aufgestellt. Ich sehe in ihnen keine Nebenregierungen, sondern die Organisationen, um das gemeinsame Ziel zu erreichen.

4. Sollte sich erweisen, daß meine Zusammenarbeit mit der Partei und ihren Gliederungen nicht möglich ist, so werde ich zurücktreten. Als Rektor der Universität und besonders auch als Nationalsozialist kann und werde ich den Führungsanspruch nicht aufgeben.

Die enge Zusammenarbeit mit der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ist für mich nicht eine Frage der Taktik, sondern entspricht meiner Überzeugung. Das Ziel ist eine nationalsozialistische Hochschule, die in jedem Volksgenossen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Stolzes auf ihre Leistungen erweckt.

In meinen weiteren Ausführungen möchte ich zu folgenden Fragen Stellung nehmen:

1. zur Lehr- und Forschungsarbeit der Universität;
2. zur Gestaltung der Dozentenschaft;
3. zur Gestaltung der Studentenschaft; und
4. zur Verankerung unserer Universität im Volk.

Die Lehr- und Forschungstätigkeit der Universität kann am leichtesten den Anforderungen des Dritten Reiches gerecht werden. Es ist selbstverständlich, daß sie in erster Linie unserem Volke zu dienen hat. Es scheint mir aber ebenso selbstverständlich, daß nur eine sachlich richtige Wissensgrundlage auf die Dauer unserem Volke dienen kann und daß daher unbedingt gefordert werden muß, daß die Wissenschaft diese sachlich richtige Grundlage schafft. Hier falsche Zugeständnisse zu machen wäre ebenso falsch, wie wenn ein Regimentskommandeur bei seiner Meldung über die Lage an der Front und über den Zustand seiner Truppe die Wünsche seines Armeeführers berücksichtigen würde. Wir alten Soldaten des Krieges wissen, daß in diesem Punkte manchmal gesündigt worden ist und daß der schließliche Zusammenbruch zum Teil in der ungenügenden Berichterstattung begründet war.

Ich habe den Eindruck, daß in den letzten Jahrzehnten an den Universitäten die Forschungsaufgabe zugunsten eines wohlorganisierten Lehrbetriebs notgelitten hat. Mancherlei Gründe mögen da maßgebend gewesen sein, z. B.

die Überflutung der Hochschulen durch Studenten in den Zeiten der Arbeitslosigkeit;

das damit verbundene Absinken der geistigen Fähigkeiten der Studenten;

die Ausweitung des Wissenschaftsstoffs im Laufe der letzten Generation;

die ungenügende Auffüllung der Lehr- und Forschungskräfte an den Universitäten, — und schließlich

die Errichtung von besonderen Forschungsinstituten in verschiedenen Ländern, die die Forschungen systematisch aufbauten und so schnell förderten, daß es den Universitätsinstituten nicht mehr möglich war, Schritt zu halten.

Selbstverständlich muß der Lehrbetrieb und, wo er besteht, auch der praktische Betrieb so gut und modern wie möglich gestaltet werden. Es geht aber nicht an, daß man den Professor mit einem Kinoregisseur vergleicht und den Professor für den besten Lehrer hält, der es den Studenten am leichtesten macht. Wir müssen von unseren Studenten verlangen, daß in den Vorlesungen gearbeitet wird und daß der Professor nicht darnach bemessen wird, wie leicht er es dem Studenten macht, sondern wie sehr er die geistigen Fähigkeiten des Studenten in Gang setzt. Dies wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach der Professor am besten können, der auch der beste Forscher ist. Die beruflichen Fähigkeiten des Universitätsprofessors werden darnach in erster Linie nach seinen Forscherfähigkeiten zu beurteilen sein.

Die Erhaltung der Hochschule als Forschungsstätte scheint mir eine dringende Aufgabe. Bis vor zirka dreißig Jahren waren die Hochschulen nahezu ausschließlich die Stätten der Forschung. Seither haben sie eine Ergänzung durch spezielle Forschungsinstitute des Staates, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und vieler Industrien gefunden. Die Leistungen dieser Forschungsinstitute sind im allgemeinen ausgezeichnet. Durch ihre Arbeit erfuhr die Forschung eine hohe Planung und Organisation, die häufig die Arbeit an den Hochschulen in den Hintergrund treten ließ. Denn an den Forschungsinstituten stehen dem Wissenschaftler Zeit, Ruhe und materielle Mittel in sehr viel höherem Maße zur Verfügung als an den Hochschulen, und die Erfolge sind daher auch meistens beträchtlicher.

Es ist kaum zweifelhaft, daß wir die Forschung auf allen Grenzgebieten unseres Wissens nachdrücklich fördern müssen, wenn wir unter

den ersten Kulturvölkern bleiben wollen. Zwei verschiedene Wege sind hier möglich:

1. der fortgesetzte Ausbau der speziellen Forschungsinstitute in baulicher, finanzieller und personeller Hinsicht unter Zurückstellung der Forschungsarbeit an den Hochschulen, — oder

2. die Erhaltung und nachdrückliche Ausgestaltung unserer Universitäten und Hochschulen als Forschungsstätten.

Der erste Weg bringt praktisch die Verlegung der Forschungsarbeit in die Forschungsinstitute. Er würde zweifellos zu einem baldigen Erfolg führen. Dieser wäre aber kurzfristig, weil die wissenschaftliche Ausbildung unserer Studenten verkümmern würde. Wir würden schließlich einige Prominente züchten; aber der breite Nachstrom junger Forscher, der ja seine Quelle in den Hochschulen hat, würde austrocknen und versiegen, und schließlich würden auch die Führer in der Wissenschaft fehlen.

Auf lange Sicht betrachtet ist zweifellos der zweite Weg der bessere: der Ausbau unserer Hochschulen als Forschungsstätten; denn er sichert die Ausbildung unserer Studenten in der Forschungsarbeit, die Erfassung der zum Forschen begabten Studenten und den hohen wissenschaftlichen Rang unserer Hochschulen. Um hierbei aber das Beste zu erreichen, müssen die Hochschulen sehr viel mehr gefördert werden als dies bisher geschah.

Personell müssen sie so ausgebaut werden, daß die verschiedenen Wissenschaftszweige auch durch gute Kräfte gedeckt sind. Kombinierte Institute könnten aufgebaut werden, in denen die Vorlesungen und sonstigen allgemeinen Verpflichtungen nach Jahren oder Semestern abwechselnd von den verschiedenen Abteilungen gelesen werden, sodaß für jeden Dozenten ungefähr die Hälfte der Zeit für wissenschaftliche Arbeit bleibt.

Dieser Plan verlangt natürlich auch eine entsprechende bauliche Grundlage. Allgemein sollten die Institute sehr beträchtlich vergrößert werden und bei der Neuanlage die Untergliederung in selbständige Abteilungen in Betracht gezogen werden.

Sehr wesentlich ist auch die Ausstattung der Institute mit Haushaltsmitteln. Ich glaube, daß man, ohne in den Verdacht der Verschwendung zu geraten, die Haushalte der meisten Institute und Seminare auf das Doppelte erhöhen könnte. — Vollständig ungenügend

sind im allgemeinen die Hilfskräfte. Schreibhilfen, Laborantinnen und Präparatoren sollten den jungen Wissenschaftlern und Professoren mehr an die Hand gehen, besonders in den Wissenschaftszweigen, wo viel technisch gearbeitet werden muß.

Der Aufbau des Wissenschaftsbetriebs hat in den letzten Jahrzehnten einen stark privaten und internationalen Einschlag bekommen. Das Bankwesen und die Industrie ließen Riesenvermögen entstehen, und die Art der parlamentarischen Selektion brachte es mit sich, daß die Männer mit Verantwortungsbewußtsein und Initiative nicht in den hohen Stellen des Staates, sondern in der Privatwirtschaft tätig waren. Privates Kapital und Privatpersonen betätigten sich denn auch auf dem kulturellen Gebiet. Es würde sicher falsch sein, die wohltätige Wirkung dieser privaten Tätigkeit allgemein zu bestreiten. Ich war selbst lange Jahre Nutznießer der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der Notgemeinschaft und auch der Rockefeller-Stiftung. Eine bedenkliche Wirkung dieser Entwicklung war aber neben anderem, daß die verantwortlichen Ministerien die Sorge und damit auch die Verantwortung für die Wissenschaft den Privatleuten und privaten Organisationen überließen. Man hat den Eindruck, daß wir auch heute noch nicht vollständig aus dieser Entwicklung heraus sind. Offensichtlich sind wir aber auf dem Wege dazu, daß die oberste Verantwortung für die Entwicklung der deutschen Wissenschaft in den Händen der entsprechenden Staatsstellen liegt, und daß auch von diesen die Mittel fließen, die für den personellen und materiellen Ausbau unserer Wissenschaft notwendig sind.

Wenn außerdem noch zusätzlich Mittel aus privater Hand für die deutsche Wissenschaft zur Verfügung gestellt werden, so wird dies jeder nur herzlich begrüßen; aber die Verantwortung tragen die staatlichen Stellen.

Von der Forschungsaufgabe der Universität her kommen wir auch zum Begriff der Universitas. Ich muß gestehen, daß mir immer etwas unsicher zumute ist, wenn dieser Begriff zur Besprechung gelangt, — unsicher besonders, wenn man der Verpflichtung zur Universitas die Tatsache des Spezialistentums gegenüberstellt und das Spezialistentum besonders beklagt. Ich fühle mich dann in vollem Umfang schuldig, und würde eigentlich, streng genommen, nie verdienen, hier

als Rektor vor Ihnen zu stehen. Denn ich bin ein Spezialist, dessen Kenntnisse und wissenschaftlicher Verstand auf der speziellen Erforschung der Entwicklung beruhen. Und trotzdem möchte ich mir anmaßen, eine Universität zu führen, und zwar gerade aus den Erfahrungen der speziellen Forschung heraus. Denn jeder, der auch nur einmal fünf Jahre ernstlich geforscht hat, wird mir zustimmen, wenn ich sage, daß es Forschung ohne Spezialisierung gar nicht gibt. Wenn wir aber die Forschung als das Wesentliche unserer Universitäten hingestellt haben, so müssen wir das Spezialistentum auch anerkennen.

Ich sehe die Verpflichtung, welche unserer Hochschule durch den althergebrachten Namen Universitas auferlegt wird, in erster Linie darin, daß ihr Forschungsbereich ein universeller sein soll, und in zweiter Linie darin, daß die Forschungsergebnisse zu einem gemeinsamen Weltbild zusammengefaßt werden, und daß dieses Weltbild dem Dozenten und Studenten eigen wird.

Wir müssen uns also zuerst die Frage vorlegen, ob der Forschungsbereich der Universitäten universell ist. Universell ist er offensichtlich, wenn er alle direkt oder indirekt wahrnehmbaren Erscheinungen unserer Erde und des Weltalls umfaßt und darüber hinaus auch die Gebiete der Metaphysik umschließt. Überfliegen wir kurz die Wissenschaftsgebiete unserer Universitäten, so sehen wir u. a. die Physik, Chemie und Mathematik, — die Geologie, Geographie und Mineralogie, — die Botanik, Zoologie und Medizin mit ihren vielen Zweigen, — die Geschichtswissenschaften der Völker und ihrer vielen Kulturgebiete, — die Rechts-, Staats- und ökonomischen Wissenschaften, — die Psychologie, Philosophie und Theologie, — und wir erkennen die ungeheure Weite des Forschungsbereichs der deutschen Universität. Bei näherer Betrachtung wird man auch kaum leugnen können, daß dieser einen universellen Umfang besitzt. Wesentlich ist dabei, daß die Wertung der einzelnen Gebiete im Lauf der Geschichte eine wechselnde gewesen ist. Sicher ist auch, daß bestimmte Vernachlässigungen vorgekommen sind, daß z. B. die Geschichte unseres eigenen Volkes nicht mit genügender Sorgfalt behandelt wurde. Darin braucht keine böse Absicht gelegen zu haben; denn der Forscher geht den Weg des geringsten Widerstandes, d. h. den Weg, der ihm die meisten Anhaltspunkte für seine Schlüsse bietet. Diese Wege führten bekanntlich an das Mittelmeer.

Heute liegt der Nachdruck der Forschung auf den Naturwissenschaft-

ten. Ihre Erkenntnisse werden sich auch auswirken bei der Erforschung der metaphysischen Welt. Die Biologie und die Naturwissenschaften lehren uns aber auch die Begrenzung unseres Erkenntnisbereichs und führen damit selbst zurück zu der ewigen Frage nach dem Unerforschbaren.

Nach dieser Überprüfung des Forschungsbereichs der Universitäten werden wir sagen können, daß die alten Hochschulen den Namen Universität verdienen. Sorgfältig ist freilich darüber zu wachen, daß der Forschungsbereich erhalten bleibt und entsprechend den Fortschritten der Wissenschaften ausgebaut wird.

Zu einem ganz anderen Bild unserer Hochschulen würden wir kommen, wenn wir sie von der rein praktischen Seite aufbauen würden, und durchgehend die Gebiete der allgemeinen Forschung mit denen der zweckgebundenen Forschung verknüpfen. In einem kleinen Kreis des Dozentenbundes habe ich einmal den Versuch gemacht. Dies würde schließlich zu einer Trennung der sogenannten Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften führen und die Zerstörung der Universitas bewirken. Trotzdem ich ein durchaus praktisch veranlagter Mensch bin, möchte ich mich für die alte Universitas einsetzen.

Ich komme nun zur Frage nach der Gestaltung der Dozentschaft.

An den Dozenten ist vor allem die Forderung zu stellen, daß er sich zur „Universität“ bekennt und damit die Universalität des Forschungsbereichs anerkennt. Wenn jemand sagt: was brauchen wir die Philosophen! oder: was brauchen wir die Zoologen! oder: was brauchen wir die Ausgrabungen in Kleinasien! dann stimmt mich das sehr bedenklich und ich frage mich, ob er wohl als Dozent für eine Universität geeignet sei.

Ob wir freilich auch die Forderung erheben können, daß der Dozent selbst die universelle Bildung in sich verkörpert, das scheint mir zweifelhaft; denn die Ansprüche der Forschung sind ja so stark gestiegen, daß es heute auch einem Genie wie Goethe schwer fallen würde, die Forschungsergebnisse klar zu überblicken. Und doch muß es unser Ziel sein, die Forschungsergebnisse aller Disziplinen zu einem einheitlichen Weltbild zu vereinen, und in dieses Weltbild unsere speziellen Forschungen einzugliedern. Dabei muß freilich das Weltbild das

Erzeugnis der Einzelforschung und nicht die Beherrscherin der Einzelforschung sein. Denn nicht das Dogma hat die Forschungsart und das Forschungsergebnis zu bestimmen, sondern die objektive Forschung das Weltbild.

Es ist also eine Forderung unserer Universitäten, daß auf der Grundlage der Erkenntnisse unserer verschiedenen Forschungsgebiete das universelle Weltbild geschaffen und daß dieses unseren Dozenten und Studenten irgendwie zu eigen wird.

Ich bin mir bewußt, daß ich hier durchaus die Wünsche vieler meiner Kollegen treffe, und daß auch viele dankenswerte Anstrengungen gerade an der hiesigen Universität gemacht worden sind. Ich muß aber auch gestehen, daß ich die bisher angewandten Methoden, nämlich die freien Vortragsreihen bestimmter ortsansässiger oder auswärtiger Fachleute nicht für ausreichend halte, das oben gesteckte Ziel zu erreichen. Sie gaben sicher vielen Menschen in Freiburg eine beste geistige Anregung; aber auf die geistige Struktur und Ausbildung unserer Dozentenschaft dürften sie wenig Einfluß ausgeübt haben.

Ich habe den Eindruck, daß für die geistige Zusammenarbeit an den Universitäten die Bindungen der liberalen Welt nicht ausreichen und daß die Auseinanderentwicklung der verschiedenen Fachgebiete der Universität weiter fortschreiten und schließlich zum Zerfall führen wird, wenn es nicht gelingt, die Kräfte straffer zusammenzufassen und sie zur Zusammenarbeit auf ein Ziel hin zu bewegen.

Im Grunde genommen haben wir hier dieselbe Erscheinung wie auf den anderen Gebieten des Lebens der Völker: die Überspannung des Individualismus führt zur Auflösung der Gemeinschaft.

Auch hier werden große Opfer notwendig sein, um die geistige Gemeinschaft wieder herzustellen. Die Arbeit, die zu leisten ist, ist eine echte nationalsozialistische Arbeit. Ihr verantwortlicher Träger muß daher der Nationalsozialistische Dozentenbund sein; die ganze Dozentenschaft soll aber beteiligt werden.

Folgender Weg scheint mir gangbar. Der Führer der Dozentenschaft und des Nationalsozialistischen Dozentenbunds baut eine Gemeinschaft von Dozenten auf, die sich aus den Mitgliedern des Dozentenbunds und freiwilligen Mitgliedern der Dozentenschaft zusammensetzt. Die Mitglieder verpflichten sich, die Veranstaltungen der Gemeinschaft als obligatorisch zu betrachten, selbst tatkräftig mitzuarbeiten, indem

sie Gebiete ihrer eigenen Spezialwissenschaften weltanschaulich verarbeiten, allgemeinverständlich vortragen und in gemeinsamer Diskussion in ein allgemeines Wissenschaftsbild einpassen. Beteiligt an dieser Arbeit sollen vor allem die Leute werden, die ständig in der Universitätslaufbahn bleiben wollen, also als Lehrer in Betracht kommen.

Nach einigen Jahren gemeinsamer Arbeit werden die Ergebnisse sich auf die Vorlesungen auswirken und auch den Studenten zugute kommen. Ja, es ist zu hoffen, daß sie auch besonders geeignet sein werden, unsere Universitätsarbeit einzubauen in die großen allgemeinen Kulturarbeiten unseres Staates und der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Nach allem stellt sich die Arbeitseinteilung innerhalb des Lehrkörpers folgendermaßen dar:

Der Senat und die Fakultäten besorgen als Apparat des Staates wie bisher die Ausübung und Verwaltung der in ihrem Bereich abgegrenzten Lehr- und Wissenschaftsgebiete.

Die Dozentenschaft erarbeitet unter der Führung des Dozentenbunds die weltanschaulich wissenschaftliche Einheit des Lehrkörpers, und die Parteiorganisation des Dozentenbunds widmet sich speziell den Aufgaben, die mit der Eingliederung der Universität in die Volksgemeinschaft im Zusammenhang stehen.

Ich komme nun zur Gestaltung der Studentenschaft.

Die Gestaltung der Studentenschaft lag von jeher in den Händen der Jugend. Die staatlich anerkannte Deutsche Studentenschaft wurde im wesentlichen geleitet von den studentischen Korporationen und diese führten ein sehr autonomes Dasein. Trotz mancher Bedenken, die man gegen die Korporationen geltend machen kann, muß doch gesagt werden, daß ihre Einheiten für die Universitätsführung manche Vorteile aufwiesen, vor allem dadurch, daß sie sich diszipliniert in die höhere Einheit der Universität einordneten.

Ein wesentlicher Grundsatz des Nationalsozialismus besteht in der Erziehung unserer Jugend zum Führertum und zum Verantwortungsbewußtsein. Es würde in schroffem Gegensatz zu diesem Prinzip stehen, wenn die Staatsorgane und die Professorenschaft die Lebensform der Studentenschaft bestimmen wollten. Diese muß von der Studentenschaft selbst erarbeitet werden. Unser freundschaftlicher Rat steht ihr

dabei natürlich jederzeit zur Verfügung. Meine oben mitgeteilte Einstellung zu den Funktionen der Partei macht es auch selbstverständlich, daß der Nationalsozialistische Studentenbund meine weitgehende Unterstützung erfahren wird. Ja, ich werde das Bestreben der Partei noch dadurch unterstützen, daß ich, soweit es das Gesamtinteresse der Universität möglich macht, die Funktionen der Studentenschaft eher stärken als schwächen.

Es muß uns aber stets bewußt bleiben, daß die Organisationen der Studentenschaft und des Studentenbunds auf den besonderen Gegebenheiten und Aufgaben der Universität beruhen. Sie hätten gar keine Berechtigung, wenn sie sich nicht die Lösung der besonderen Aufgaben der Universität zu eigen machten. Man kann sich sehr wohl eine Universität ohne besondere Studentenorganisation vorstellen, aber niemals eine Studentenorganisation ohne Universität. Alle Aufgaben allgemeiner Natur kann die Studentenschaft nur im Rahmen der großen Parteiorganisationen leisten.

Als nationalsozialistischer Rektor möchte ich bei dieser Gelegenheit noch folgende Hoffnungen aussprechen:

1. daß die Studentenschaft und ihre verantwortliche Führung, der Studentenbund, die Belange der Universität zu ihren eigenen machen und alles einsetzen, daß die großen Aufgaben der Universität geleistet werden können;

2. daß unter der nationalsozialistischen Führung die Studentenschaft eine große geschlossene Einheit bildet, die sich jederzeit zum Ansehen unserer Hochschule einsetzen läßt, und

3. daß die Studenten sich selbstkritisch klar werden, welchen wissenschaftlichen Ausbildungsgrad sie erreicht haben und welche Funktionen dieser zuläßt.

Ich komme nun zur Eingliederung unserer Universität in die Volksgemeinschaft. Erste Voraussetzung für die harmonische Eingliederung unserer Universität in die Volksgemeinschaft ist, daß wir keinen Anspruch auf eine Sonderstellung in unserem Volk erheben, soweit diese nicht durch die besonderen Aufgaben der Universität von selbst gegeben ist. Wie alle anderen Berufsstände leisten auch wir mit ganzer Hingabe unsere Arbeit zum Wohle unseres Volkes. Mein eigener Werdegang hat mich gelehrt, daß es sicher ebenso großer Umsicht

bedarf, ein Bauerngut mit fünfzig Morgen richtig zu bewirtschaften wie ein kleines Universitätsinstitut zu führen, und ich glaube, daß es sich in den anderen Berufszweigen ähnlich verhält. Mit großer Achtung habe ich stets den Handwerksmann betrachtet, der auf Grund seines Könnens und seiner zugreifenden Latkraft sich einen eigenen Betrieb aufgebaut hat.

Bevorzugt vor vielen anderen Volksgenossen sind wir Hochschullehrer allerdings dadurch, daß die Inhalte unseres Berufs direkt an die Quellen der Kraft unseres Volkes herangreifen; denn der Forscher schafft die Grundlage unseres Daseins, der Lehrer bildet die höchsten Berufsbeamten unseres Staats, und der freie Praktiker wie etwa der Mediziner sichert die Gesundheit unseres Volkes. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Überwindung der materiellen Weltanschauung des Liberalismus und des Marxismus auch wieder dazu führen muß, die Menschen zu achten, die ihr Leben für die Lösung dieser wichtigen Aufgaben einsetzen.

Für die Einordnung unserer Universität in die Volksgemeinschaft ist auch wesentlich die äußere Gestaltung und das Auftreten unserer Universität als Gemeinschaft. Äußere Formen stehen hier im Streit der Meinungen und schwächen das innere Gefüge der Universität. Ich denke hier in erster Linie an die Frage des Salars der Professoren.

An vielen Universitäten besteht der Salar seit vielen hundert Jahren. Er ist also ein Ausdruck alter Tradition, und wenn wir zu ihm Stellung nehmen wollen, so müssen wir unsere Stellung zur Tradition überhaupt klären. Sicher gibt es radikale Nationalsozialisten, die heute ganz von vorn anfangen möchten; für sie gibt es streng genommen keine Tradition. Sicher gibt es aber auch sehr gute Nationalsozialisten gegenteiliger Prägung, die zu sehr für die Erhaltung des Überkommenen eintreten. Hier gilt es eine klare Stellung zu beziehen. Maßgebend sind dabei das Verhalten und die Äußerungen unseres Führers Adolf Hitler.

Das Verhalten unseres Führers wurde für uns alle eindrucksvoll charakterisiert durch die Tatsache, daß die erste Großkundgebung des Dritten Reiches am Sarge Friedrichs des Großen, unter den Flaggen und Fahnen alter deutscher Regimenter, in der Garnisonkirche zu Potsdam stattfand. Und wer könnte leugnen, daß die Reden unseres Führers von der Achtung vor der Geschichte unseres Volkes getragen wer-

den. In einer seiner letzten Reden in Österreich gab der Führer aber auch in einem kurzen unauffälligen Satz zu erkennen, was er von dem Überkommenen für erhaltenswert hält. Erhaltenswert soll vor allem sein, was bei der Schaffung der Einheit und Größe des deutschen Volkes mitgewirkt hat. Verschwinden kann und muß aber, was die Größe und Vereinheitlichung gehemmt und geschädigt hat. Das ist eine ganz klare Beurteilungsgrundlage.

Niemand wird behaupten können, daß die Universität als Stätte der Wissenschaft und der Lehre die Größe und die Vereinheitlichung unseres Volkes gehemmt oder gar geschädigt hätte. Im Gegenteil: die deutsche Wissenschaft war immer, selbst in Zeiten nationaler Erniedrigung, ein Ruhmesblatt des deutschen Volkes, und alle Einheitsbestrebungen unseres Volkes fanden stets ihren lebhaften Widerhall an der Universität. Auch die Wogen des Marxismus konnten in die Mauern der Universitäten nur mittels der Macht der marxistischen Regierungen einbrechen. Dies zeigt, daß kein ernstlicher Grund besteht, die Tradition der Universität zu brechen und den Lohar der Dozentschaft, das äußere Zeichen dieser Tradition, abzuschaffen. Wer seine Entfernung verlangt, der muß auch die Entfernung aller anderen überkommenen Berufstrachten verlangen, ja, er wird dann auch dazu übergehen müssen, die Volkstrachten abzuschaffen. Dies ist aber, soweit ich sehe, keinesfalls die Absicht der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Der Lohar ist die Berufstracht der Dozentschaft, und als solcher ist er der Ausdruck der Berufsehre der deutschen Hochschullehrer. Aber auch manche Gesichtspunkte praktischer Art, die in der Berufsart und der Altersstufe der repräsentativen Vertreter der Universität gegeben sind, sprechen für die Erhaltung des Lohars als Amtstracht. Ich möchte darauf verzichten, sie hier weiter auszuführen.

Nicht bedeutungslos mag auch die Überlegung sein, daß die Wissenschaft nicht ohne internationale Beziehungen auskommen kann und daß wir dem Ausland gegenüber mit Stolz die Zeichen einer fünfhundertjährigen Kulturgeschichte tragen können.

Wenn der Professor als Hochschullehrer auftritt, trägt er logischerweise den Lohar; tritt er als politischer Kämpfer auf, so trägt er das Braunhemd, und tritt er als Mitglied der Wehrmacht auf, so trägt er die Uniform der Wehrmacht.

In Gemeinschaft mit den nationalsozialistischen Verbänden werde

ich den Einsatz des Braunhemdes im Rahmen der Universität so planmäßig gestalten, daß seine Demonstrationskraft auch in unserem Hause klar zum Ausdruck kommt.

Trotz dieser langen Ausführungen muß ich gestehen, daß ich die Lohfrage nicht unbedingt für lebenswichtig halte. Ja, ich könnte mir vorstellen, daß bei einer erfolgreichen Umgestaltung der Universitäten durch den Nationalsozialismus, in der Universität selbst das Bedürfnis nach einer Berufskleidung entstünde, die dem neuen Geist Rechnung trägt. Ähnlich wie bei der Schaffung des Großdeutschen Reiches wir alle mit Stolz und Glück die siegreichen Fahnen Adolf Hitlers unser österreichisches Bruderland haben überfluten sehen. Lebenswichtig für die Universität ist aber, daß die Dozenten- und die Studentenschaft geschlossen und zielbewußt ihre Arbeit tun und daß diese Geschlossenheit auch äußerlich in Erscheinung tritt.

Ganz anders als in der Lohfrage der Dozentschaft liegen die Verhältnisse bei der Studentenschaft. Sie hatte keinerlei einheitliches Gepräge. Die Korporationen waren trotz vieler guter Absichten und Inhalte letzten Endes nur ein Ausdruck der inneren Parteizerrissenheit unseres Volkes. Ihre Tradition hat, abgesehen von einzelnen Zügen, der Einheit des deutschen Studententums zu weichen. Die Einheit verlangt auch eine Einheit der Kleidung. Diese kann nur eine nationalsozialistische sein.

Unsere sonstigen Gesellschaftsformen wollen wir so unschematisch wie möglich gestalten. Sie sollen bestimmt werden von den materiellen Verhältnissen unserer Dozenten, die ja — verglichen mit der Vorkriegszeit — keine allzu glücklichen sind, aber auch von dem Bewußtsein, daß der Wissenschaftler befähigt sein muß, internationale Beziehungen zu pflegen.

Im übrigen ist klar, daß die Volksgemeinschaft in der Familie anfängt und dann übergreift in die Berufsgruppen. Wer in der kleinen Einheit sich nicht bewährt, kann auch nicht für die große taugen. Wir müssen daher den größten Wert darauf legen, daß die Institute, Seminare, Kliniken und Fakultäten kleine Zellen unserer Volksgemeinschaft sind. Das Verhalten in der kleinen Gemeinschaft gibt ein zuverlässigeres Maß für die nationalsozialistische Haltung eines Menschen als große Reden. Ich bitte daher die Gemeinschaften niederer Ordnung

sorgsamst zu pflegen, damit die große Einheit der Dozentenschaft und der Universität sichergestellt wird.

Nach diesen Fragen der Repräsentation und der inneren Gestaltung der Universität wende ich mich den Beziehungen zu den anderen Ständen unseres Volkes zu.

Die bisher stets sorgfältig gepflegte Zusammenarbeit der Universität mit den Staatsbehörden, der Stadtverwaltung, den mannigfaltigen beruflichen und kulturellen Vereinigungen und der Bevölkerung der Stadt kann man als vorbildlich bezeichnen. Abendlich strömen die Menschen durch die Portale der Universität, um Vorträge der verschiedensten Fachgruppen zu hören. Dies soll auch künftig so bleiben. Ich möchte aber noch weiter gehen und

1. die Altakademiker Oberbadens zu gemeinsamer Arbeit erfassen,
2. die Verbindung der Universität auch zu jenen Schichten unseres Volkes herstellen, die bisher nur wenig Beziehungen zu uns hatten, selbst dann nicht, wenn ihre eigenen Söhne und Töchter die Universität besuchten. Beide Bestrebungen sind dringend notwendig, weil ein gefährlicher Mangel des akademischen Nachwuchses auf den meisten Gebieten der Universitätsbildung droht und weil die Volksgemeinschaft die bessere Kenntnis der Universität und ihrer Aufgaben verlangt.

Die Erfassung der Altakademiker unseres Bezirks erfolgt vor allem in der Absicht, eine gemeinsame Arbeit herzustellen, bei der einerseits die Universität die ständige Anregung geben soll, neue Forschungsergebnisse und Forschungsmethoden zu hören und andererseits die Männer der Praxis auf die Männer der Universität befruchtend wirken. Die Hochschulwoche soll in diesem Sommer dazu benützt werden, diese Werbung um die Altakademiker in Angriff zu nehmen. In den kommenden Semestern mag sie dann planmäßig ausgebaut werden. Der Verband der Freunde der Universität Freiburg oder auch der Nationalsozialistische Altherrenbund mögen die Organisationen bilden, in denen die Sammlung stattfindet.

Die Erfassung des Altakademikers deckt sich teilweise mit den Bestrebungen des Nationalsozialistischen Studentenbunds bei der Aufstellung des N.S. Altherrenbundes. Dieser baut sich aber bis jetzt auf den Altherrenbünden der Korporationen auf und fußt auf der Anhäng-

lichkeit der Alten Herren an ihre Universität. Der Wohnsitz der Alten Herren ist dabei gleichgültig. Unsere Bestrebungen bauen dagegen auf der wissenschaftlichen Arbeit auf und verfolgen das Ziel, eine wissenschaftliche Zusammenarbeit von Altakademiker, Universitätsprofessor und Jungakademiker herzustellen. Dabei möchte ich besonders betonen, daß uns natürlich alle kulturell und wissenschaftlich interessierten Volksgenossen willkommen sind, gleichgültig ob sie die Universität besucht haben oder nicht. In Betracht kommen dabei im wesentlichen die Menschen von Oberbaden.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sowohl die Aufstellung des Nationalsozialistischen Altherrenbundes als auch unsere Bemühungen um eine wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft auf beträchtliche Schwierigkeiten stoßen werden. Es scheint mir aber nicht unpraktisch, vorerst getrennte Wege zu gehen und später an einem gemeinsamen Ziel zusammenzukommen. Manche Altakademiker werden sich mehr durch die Jugend, andere mehr durch die Wissenschaft fesseln lassen. Beide kehren aber wieder zurück zur Universität. Mit Erfolg ist nur zu rechnen, wenn mehrere Jahre ein besonderer Stoßtrupp eingesetzt wird und mit ebensolchem Nachdruck geworben wird, wie es einst die Korporationen betrieben haben.

Die Zusammenfassung der Altakademiker und der Freunde der Wissenschaft unseres südwestdeutschen Bezirks zu einer wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft bedeutet natürlich für die Universität eine Ausweitung ihres Arbeitsbereichs. Dieser wird umso beträchtlicher, je besser der Plan gelingt. Diese Ausweitung hat aber ihre großen Vorteile; denn sie macht, zusammen mit der Forschungsaufgabe, die Universität unabhängig von zeitlichen Schwankungen der Studentenzahlen. Ja, sie kann sogar dazu führen, die Universitäten selbst nicht zu verringern und einzuschränken, sondern sie auszubauen. Wenn so alte und bewährte Einrichtungen wie die Universitäten gefährdet sind, sollte man den Abbau überhaupt nicht in Erwägung ziehen, sondern sie durch Zuteilung neuer Aufgaben mit einem entsprechenden Umbau in ihrer weiteren Existenz sichern.

Zur Frage nach der Verbindung der Universität mit unseren sogenannten werktätig arbeitenden Volksgenossen möchte ich folgende Erfahrungen geltend machen.

Als ich einst vor dem Universitätsbund der Universität Erlangen über

den Organisator Spemanns gesprochen hatte, sagte mir anschließend der Kreisleiter: „Wir werden noch viel zu arbeiten haben, bis wir das deutsche Volk mit den Methoden und Aufgaben der Forschung vertraut gemacht haben.“ — Es ist eine eigentümliche Erscheinung der liberalistischen Zeit, daß trotz der doch sehr breiten Berührungsflächen, die das Volk mit dem Akademiker hatte, ein warmes Vertrauensverhältnis sich nicht hergestellt hat. Man zollte wohl dem Arzt, dem Landesgerichtsrat, dem Studienrat und dem Pfarrer die Achtung, die ihr Stand und ihre Berufsleistung forderten; aber ein Vertrauensverhältnis entstand nur selten. Vertrauen setzt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Gemeinschaft und der Gleichberechtigung voraus. Dies war aber mit Akademikern nicht möglich, in deren Erziehung die Begriffe „couleurfähig“, „satisfaktionsfähig“ und „kommentmäßig“ eine beträchtliche Rolle gespielt hatten. Wir wollen nachdrücklich versuchen, das Vertrauen herzustellen. Der Weg dazu führt über die Organisationen der Partei. Unsere Stoßtruppe für diese politische Arbeit ist der Nationalsozialistische Deutsche Dozentenbund. Er hat mit den führenden Stellen der Partei schon einen Plan in Bearbeitung, nach dem vorgegangen werden kann. Institutsbesichtigungen und Vorträge über die Arbeitsweise und die Bedeutung der wissenschaftlichen Forschung werden sicher auf dankbare Anerkennung bei allen unseren Volksgenossen stoßen.

Es ist anzunehmen, daß in den fünf Jahren nationalsozialistischer Regierung bei den berufstätigen Akademikern, die ja ständig in Fühlung mit den breiten Volksschichten sind und größtenteils der Kriegsgeneration entstammen, das Gefühl der Gemeinschaft und des Vertrauens schon hergestellt worden ist. Dagegen habe ich den Eindruck, daß sonderbarerweise dem jungen Studenten — zweifellos meist mit Unrecht — noch viel Mißtrauen entgegensteht. Hier liegt eine schwere Arbeit für den Studentenbund vor; sie wird m. E. nur dadurch gelöst, daß die breiten Schichten unserer Bevölkerung überzeugt werden, daß der bummelnde und renommierte Student von einst der Vergangenheit angehört, und daß der Arbeitsumfang des Studenten mindestens ebenso groß ist wie der des gleichaltrigen Volksgenossen.

Wenn wir Professoren auch nicht befürchten, daß jede Unziemlichkeit eines Studenten uns selbst aufs Schuldkonto geschrieben wird, so haben wir doch das größte Interesse an dem Ansehen der Studenten-

schaft; denn diese bildet die halbe Universität. Auch müssen wir verlangen, daß unsere Bemühungen um die Eingliederung der Universität in die Volksgemeinschaft nicht an dem Benehmen einiger weniger Prachtexemplare blasierter Studenten scheitern.

Wie auf allen Gebieten des Lebens unseres Volkes wurde nach der nationalsozialistischen Revolution auch an den Hochschulen das Führerprinzip eingeführt. Die Vorteile des Führerprinzips sind bekannt. Sie bedingen vor allem eine klare Lagerung der Verantwortlichkeit, eine schnelle Entschlußfassung und ein zielbewußtes Handeln.

Diese Vorteile sind aber auch mit Gefahren verbunden, die sorgfältigst vermieden werden müssen. Die Verlagerung der Verantwortlichkeit auf einige wenige Personen hat leicht zur Folge, daß die Hauptmasse der Geführten keinen Anteil mehr an den Belangen der Universität nimmt. Trägheit und Bequemlichkeit oder das Gefühl, doch keinen Einfluß auf die Gestaltung der Universität zu haben, mögen hierbei Schuld haben. Diese Entwicklung führt dann schließlich zum Verlust des Vertrauens. Das Vertrauen ist aber die unentbehrliche Grundlage für das zielbewußte Handeln in der Gemeinschaft.

Es wird meine vornehmste Sorge sein, das Interesse der Dozenten und auch der Studentenschaft an den Vorgängen der Universität wach zu halten oder, wo es eingeschlafen ist, zu wecken. Der Senat und die Fakultäten bieten die Gelegenheit, die Universitätsangelegenheiten zu besprechen und den entsprechenden Führern mit Rat und Tat beizustehen. Aber auch das Besprechen hat seine Gefahren, besonders wenn es von so sprachgewandten Personen geübt wird wie Universitätsprofessoren. Aus dem Reden kann leicht ein Zerreden werden. Die Entschlußkraft des Führers wird dann nicht gestützt, sondern geschwächt, und das Resultat ist schließlich, daß überhaupt nichts geschieht. Wenn ich also die Dekane bitte, durch regelmäßig abzuhaltende Fakultätsitzungen die Dozentschaft an den Belangen der Universität zu interessieren, so bitte ich gleichzeitig alle Kollegen, sich stets bewußt zu bleiben, daß es gilt, die Entschlußkraft des Führers zu stärken und nicht sie zu schwächen.

Wie Sie aber meinen Ausführungen entnehmen konnten, glaube ich freilich, daß der Aufbau der alten Fakultäten nicht ausreichen würde, größere Maßnahmen der Dozentschaft auszudrücken, und ich bin

froh, daß im Nationalsozialistischen Dozentenbund noch eine Parteiorganisation vorhanden ist, die eine größere Einheit darstellt und die von vornherein aufgebaut ist auf den Gesetzen der soldatischen Gefolgschaft. Wenn sie mir auch nicht direkt unterstellt ist, so hege ich doch die bestimmte Hoffnung, daß die Zusammenarbeit mit ihrer Führung sich so eng gestaltet, daß größere und auch langfristige Pläne durchgeführt werden können.

Liebe Parteigenossen und Kollegen! Trotzdem ich erst ein Jahr unter Ihnen weilte und viele von Ihnen mich nicht einmal persönlich kannten, hatten Sie die Freundlichkeit, mich durch die Fakultäten und den Senat für die Führung der Universität vorzuschlagen. Ich danke Ihnen heute herzlich für dieses Vertrauen und bitte Sie alle, mich durch Ihren Rat und Ihre Tat zu unterstützen. Für die Entwicklung der Universitäten können die kommenden Jahre von größter Wichtigkeit sein. Es gilt daher, die Kräfte anzuspannen und zusammenzufassen, damit unsere Universität blühe, wachse und gedeihe

zum Wohle und zum Ruhme
unseres deutschen Volkes.

